

I

Am besten von allen irrationellen und primitiven Tatsachen in der eidgenössischen Kriegsgeschichte ist das dreitägige Verweilen auf dem Schlachtfelde nach erfochtenem Sieg bezeugt. Zweckmäßiger wäre es meist gewesen, den Feind zu verfolgen, ihm den Rest zu geben. Aber die Sieger von Sempach (1386), Freienbach (22. Mai 1443), St. Jakob an der Sihl (22. Juli 1443), Grandson (2. März 1476), Murten (22. Juni 1476), Hard (20. Februar 1499), Frastenz (21. April 1499), Calven (22. Mai 1499), Dornach (22. Juli 1499), Novara (6. Juni 1513), Kappel (11. Oktober 1531) und Villmergen (24. Januar 1636) ziehen es vor, einem unvernünftigen Brauche zu huldigen. – Die Sitte ist übrigens nicht speziell schweizerisch. Wir finden sie auch bei den Armagnaken nach St. Jakob an der Birs (26. August 1444).

Bei Murten führten die eidgenössischen Sieger das dreitägige Stillehalten auf der Walstatt mit einer schlaun Modifikation durch. Man trieb die Verfolgung einige – freilich für die Burgunder nur zu lange – Stunden in der fürchterlichsten Weise. Darauf marschierte das Gros des eidgenössischen Heeres im Siegesrausche auf das Schlachtfeld zurück und harrete dort traditionsgebunden drei Tage aus. Das war keine angenehme Sache. Die Luzerner Hauptleute schreiben darüber an ihre Obrigkeit: *sind wir von stund an zu end des strites wider uf die walstatt ... gezogen und da nach strites recht bitz an dritten tag ritterlich erwartet und weiter wir sind ouch von gottes gnaden alle frisch und frölich* abgesehen davon, *daz wir dis dry tage in ungewitter und grossem gestank der vigenden und doten uf der walstatt gelegen sind.* Das Aufrechterhalten der irrationellen Tradition erforderte jedenfalls starke Nerven. – Ganz ähnlich wie die Eidgenossen pflegten im neunten Jahrhundert die Wikinger nach gewonnener Schlacht mitten unter den gefallenen Feinden zu kampieren und abzukochen, was damals übrigens von anderer Seite übel vermerkt wurde.

Das dreitägige Stillesitzen auf der Walstatt ist nicht der einzige irrationell-primitive Kriegsbrauch, der bei Murten merkwürdig berührt. Dazu gehört ferner, daß die eidgenössische Heeresleitung den Kampf auf den 22. Juni – den 10 000-Ritter-Tag – ansetzte. Neben rein praktisch-militärischen Zwecken waren da jedenfalls Gedanken an das als günstig geltende Datum maßgebend; war doch bereits der Sieg von Laupen (1339) am 21. Juni, am schon als Fest geltenden Tage vor 10 000 Rittern, errungen worden.

Übrigens hat in der schweizerischen Kriegsgeschichte nicht nur bei Murten Tagwählerei hineingespielt. Wenn man bei Murten absichtlich den 22. Juni, den 10 000-Ritter-Tag, als besonders günstiges Datum für einen Kampf auswählte, so bestand umgekehrt vor Marignano (1515) bei der eidgenössischen Kommandobehörde die Absicht, den Kampf nicht am 13. September, einem Donnerstag, zu beginnen. Auf einen Donnerstag fiel nämlich bei Weihnachtsanfang im Jahre 1515 der 28. Dezember, der Tag der Unschuldigen Kindlein. Und so galt für das ganze Jahr der Donnerstag als dies nefastus. Auf Betreiben des Kardinals Schiner wurde bekanntlich die Unglücksschlacht dann doch an einem Donnerstag eingeleitet.

Bei Murten übrigens erscheint nicht nur die Tagwählerei eigentümlich, sondern noch viel auffälliger die Tatsache, daß die Eidgenossen an das wirkliche Eingreifen der 10 000 Ritter – teilweise wenigstens – fest geglaubt haben. So schreibt etwa Peter Rot, der Führer der Basler, dem heimischen Rat: *die helgen 10 000 ritter haben für uns gefochten, dann die sach nit menschlich gewesen ist*. Noch 1511 erzählt eine schweizerische Gesandtschaft allen Ernstes in Venedig von einem wunderbaren roten Banner, das als Vision über dem Kampffeld erschienen sei. Angesichts derartig handfesten Wunderglaubens begreift man leicht, daß die festliche, vor allem etwas kostende Begehung des 10 000-Ritter-Tages allenthalben in der Eidgenossenschaft neuen Auftrieb erhielt. Wir finden so zum Gedenken an die Murtener Schlacht Feiern des 10 000-Ritter-Tages in Aegeri, Basel, Bern, Freiburg, Luzern, Murten, Steinen, Uri, Willisau usw.

Der visionäre Glaube an das Eingreifen überirdischer hilfreicher Personen – Götter, Heiliger, Ahnen – in den Stunden höchster, vor allem kriegerischer Gefahr ist so alt wie die Menschheitsgeschichte selbst und schier unendlich oft belegbar. Hier nur einige Beispiele aus der schweizerischen Kriegsgeschichte! Die Oberwalliser schreiben ihren glänzenden Sieg über welsche Eindringlinge im Jahre 1475 der tatkräftigen Intervention der Landespatrone zu. Die Feinde hingegen bekommen bisweilen die kriegerischen Nothelfer der Eidgenossen schädigend zu spüren. Als die schwäbischen Landsknechte beim Luziensteig 1499 in Graubünden einbrechen, werden sie durch die Erscheinung eines überirdischen Mannes in weißem Kleide an Kirchenschändung und Brandstiftung verhindert. *sindt große zeichen von dem lieben herren Sant Luci*. Und noch 1656 bekennt ein gefangener Berner nach verllorener Villmerger

Schlacht; die Berner hätten in den Lüften etwas glänzen gesehen, das sie alle erschreckt habe.

Mit dem Glauben an kriegerische Nothelfer werden gewöhnlich Fresken in den Beinhäusern von St. Jakob bei Basel und in Muttenz in Verbindung gebracht, Fresken, auf denen sich bewaffnete Tote in das Gewühl der Schlacht stürzen. Gewiß spielt eine derartige Vorstellung mit. Aber es ist zu beachten, daß die Fresken wohl in Zusammenhang mit Niederlagen stehen, mit St. Jakob und Marignano. Die Muttenzer Fresken jedenfalls stammen aus dem Jahre 1515. So scheint, wie übrigens auch aus der ganzen Darstellung hervorgeht, noch eine andere, gleichfalls primitive Vorstellung wesentlich zu sein, nämlich die Rache der besiegten Gefallenen. Man denkt unwillkürlich an die Anschauung, die den Versen des römischen Dichters Vergil zugrunde liegt: «exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor», entspring' ein Rächer unserm Gebein.

Nicht nur in der Siedehitze des Gefechtes treten visionäre Elemente in Erscheinung, sondern schon vorher und weitab vom eigentlichen Kampfplatze. Vor der Schlacht bei St. Jakob an der Birs hören die Umwohner den nächtlichen Lärm kämpfender Krieger. In der Nacht, die den Titanenkampf von Marignano in zwei Teile trennt, leuchtet in der ganzen Eidgenossenschaft am Himmel ein gewaltiges blutfarbenes Kreuz. Und während der Schlacht bei Kappel (1531), wännen die Glarner, die ganz wo anders stehen, am Himmel Waffen zu erblicken. Auch Prophezeiungen einzelner finden sich in der eidgenössischen Kriegsgeschichte viel mehr, als man gewöhnlich wahr haben möchte. Solche Weissagungen werden etwa im Alten Zürichkrieg (1440–1450), in den Burgunderkriegen (1474–1477) und im Dijonerzug von 1513 sogar in offiziellen Kreisen stark beachtet.

Wir haben ferner Nachrichten von ganz reellen Wunderzeichen. Vor dem Sempacherkriege deutet – wie schon im antiken Rom – ein Immenschwarm auf den Einmarsch des Feindes. Als vor Novara (1513) die französischen Hunde zu ihren schweizerischen Artgenossen überliefen, war dies als günstiges Vorzeichen den eidgenössischen Heerführern gar nicht etwa gleichgültig.

Heute schütteln wir über die meisten dieser Dinge gewöhnlich überlegen unser Haupt. Ob mit Recht? Uns scheint doch sicher, daß auch der kaltblütig denkende Historiker nolens volens mit solchen Imponderabilien zu rechnen hat. Läßt ein Geschichtsforscher Visionen, Prophezeiungen usw. einfach unberücksichtigt,

so verzichtet er nicht nur auf wesentliche Momente zum Verständnis früherer Epochen, sondern er verschließt sich vor allem den Blick für die seelische Haltung eines sehr eigenartigen Menschentums, das nicht allein auf Grund moderner Erfahrung und Überlegung rekonstruiert werden kann.

Die eben erwähnten, außerhalb der normalen Vernunft liegenden Vorgänge zeichnen sich alle durch leichte Erkennbarkeit aus. Beim dreitägigen Verharren auf leichenbesäter Walstatt, bei Tagewählerei, beim Glauben an kriegerische Nothelfer, bei Visionen und Prophezeiungen liegt die «Unvernünftigkeit» und besonders auch die urtümliche Seelenhaltung ohne weiteres auf der Hand. Aber es gibt noch eine Reihe anderer Besonderheiten im eidgenössischen mittelalterlichen Kriegswesen, die in dieser Richtung noch typischer sind, z. B. der fast ins Sinnlose gesteigerte Heroismus und die wahrhaft dämonische Grausamkeit. Deren irrationeller und primitiver Charakter allerdings erschließt sich oft nicht auf den ersten Blick, sondern erst auf Grund möglichst vielseitiger völkerpsychologischer und ethnographischer Beobachtung. Als Sinnbild eidgenössischer, bis ins Höchste gesteigerter Bravour und Haltung gilt mit Recht die bekannte Winkelriedtat bei Sempach. Ohne uns auf den Streit um die Geschichtlichkeit dieser Tat näher einzulassen, bemerken wir folgendes: Die eigentliche Schlachtfront war bei Sempach nur knapp hundert Meter breit. Der Opfertod eines einzigen Mannes konnte daher ohne weiteres größte Wirkung zeitigen, praktisch und moralisch. Viel wichtiger ist jedoch in unserem Zusammenhang eine weitere Feststellung: Das freiwillige Sichhinopfern eines oder mehrerer heldenhafter Führer in der Schlachtkrise scheint ein kriegerisch-traditionsgebundener Brauch gewesen zu sein. Eine solch heroische Handlungsweise tritt uns an den blutigen Kampftagen von Arbedo, St. Jakob an der Birs, Frastenz und Marignano recht eindrücklich vor Augen. Die Winkelriedtat bei Sempach unterscheidet sich von den andern Fällen eigentlich nur durch ihre fast formelle Durchführung. Das gerade spricht aber eher für als gegen ihre Historizität, denn traditionsgebundene Brauchtumshandlungen pflegen eben nach festen Regeln ausgeübt zu werden. Die dem Opfertode Winkelrieds letzten Endes ähnliche römische *Devotio* geht nach durchaus formellem Ritus vor sich. Zur «*devotio*» entschlossen, weiht der römische Anführer in der Krise der Schlacht seine eigene Person und die Feinde durch Gebet den Erd- und Todesgöttern. Darnach erst stürzt er sich zum frei-